

Nr. 280 | Bydgoszcz / Bromberg, 7. Dezember | 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(20. Fortsetzung.) ———

Der blaue Wagen Legueiros hält lautlos vor dem Portal des Hotel Miramar. „Hat jemand nach mir gefragt?"

„Si, Señor", antwortet der Portier, „eine Dame erwartet Sie oben!"

In ungewohnter, nervöser Hast eilt Legueiro vom Lift zur Tür seiner Zimmer. Im matten Licht einer Stehlampe sieht er eine Frauengestalt im Kissen des Liegebetts lehnen. Ungeduldig wippt ein kleiner Lackschuh.

„Wie steht die Sache?" Er schießt auf den Gast zu.

„War ein Kinderspiel für mich, Don Porfirio", zwei schmale Lippen lächeln, „diese Gringos nehmen wirklich an, daß la Azteka sich in jedes blonde Gesicht sofort verliebt."

„Was hast du erfahren?"

„Alles, was Sie wissen wollten. Der kleine Deutsche hatte einen Streit mit seinen Freunden, hat aber schließlich doch nachgegeben, was er aber jetzt schon bereut. Er hat sich schriftlich verpflichtet, seine Option für drei Monate der Dodson-Company zur Verfügung zu stellen. Bis dahin muß der Pachtvertrag abgeschlossen sein, sonst zieht er seine Zustimmung zurück."

„Drei Monate", zischt Legueiro, „das wird zu wenig sein, Mister Jensen! Wo sind Jensen und Kroll?" wendet er sich wieder an die Frau.

„Sind vorgestern nach Tantajuca geritten zum Abschluß des Pachtvertrags, begleitet vom Licenciado Martinez."

„Gute Reise!" grunzt höhnisch der Indio. „Ich habe vorgesorgt. Schade, daß ich nicht dabei sein kann! Sonst noch etwas?"

„Gewiß, sogar etwas sehr Interessantes. Wissen Sie, wer der Drahtzieher dieser famosen Dodson-Company ist?"

„Nun?" Legueiro ist gespannt vor ihr stehen geblieben.

„Die Huesteca?"

„Die Huesteca! Also Collins!" Das Gesicht Legueiros ist finster und verschlossen. Ein neuer, fast übermächtiger Gegner! Übermächtig? Na, ein Legueiro muß auch dieses Hindernis nehmen.

„Estrellita, du hast deine Sache großartig durchgeführt. Es ist immer wichtig, die Drahtzieher kennenzulernen. Denn jetzt, wo ich sie kenne, werde ich sie auch zu treffen wissen. Das Gesetz selbst gibt mir eine scharfe Waffe in die Hand und hier ist eine Gelegenheit, den Stoß zu führen."

Der Komödiant bricht durch. Ihm genügt als Publikum die eine schöne Frau, die mit unverhohlener Begeisterung ihren großen Landsmann betrachtet. Er weiß, daß diese Bewunderung, vereint mit glühender Vaterlandsliebe die stärkste und einzige Fessel ist, die sie an ihn bindet, die ihm dieses verführerische, blinde Werkzeug seiner Intrigen in die Hand gibt. Durch ihre schmalen, schlanken Hände sind schon viele Fäden gelaufen, die er gelenkt hat. Und er kennt den Punkt, wo er sie fassen muß, um sie immer wieder gefügig und gehorsam zu erhalten. Estrellita, Mexiko und ich danken dir! Wir sind stolz auf dich! Du bist eine wahre Patriotin!"

Estrellita springt auf, steht mit geballten Fäusten vor ihm. „Ja, das bin ich!"

Der ewig schlummernde Funke von Grausamkeit in ihren Augen bricht hervor. „Ich hasse, hasse diese Ausländer, die mein Land ausbeuten und aussaugen, die uns unser Erbe ablisten und abjagen, die auf uns verächtlich verabsehen, die uns schlechter als Tiere behandeln. Der schönste Tag meines Lebens wird es sein, wenn der letzte von ihnen aus dem Lande gejagt wird!"

Legueiro tritt unwillkürlich einen Schritt zurück, wie weggeweht von dieser heißen Flamme. Er kennt den Haß der uralten Herrenrasse nicht, diesen Haß, der aus dem Blute kommt. Sein Haß ist jünger, logischer, selbstsüchtiger. Aber das Ziel ist dasselbe.

„Vielleicht ist dieser Tag nicht mehr fern, Estrellita!"

„Was soll ich tun, Don Porfirio? Haben Sie eine neue Aufgabe für mich?"

„Leider nein! Du mußt diesen Gringo noch mehr an dich fesseln. Ich brauche ihn noch. Ich muß über jeden Schritt der Dodson Company unterrichtet sein. Ich glaube" — eine Sekunde lang spielt ein faunisches Lächeln um seinen Mund — „ich glaube, das wird deiner Schönheit nicht schwer fallen. Fast — beneide ich den Jungen darum." Mit Gewalt bezwingt er seine Hand, die nach dem verlockenden Mädchen greifen will, räuspert sich verlegen und geht zum Schreibtisch. „Hier nimm, Kind!" Er schiebt einige größere Banknoten in ihr Täschchen. „Du mußt unabhängig sein bei deiner Arbeit."

„Ich komme wieder, wenn ich etwas Neues erfahre. Guten Abend Don Porfirio!"

*

Auf dem schmalen, sanft ansteigenden Weg, der von Norden gegen Tantajuca führt, traben hintereinander drei müde Pferde. Eine dicke, rissige Kruste von Staub klebt an ihren schwitzenden Flanken, jeder Schritt läßt ihre Hufe tief einsinken und wirbelt eine kleine, graue Wolke von Staub auf. Mitleidslos brennt die Nachmittagssonne in den schmalen Schlitz des übermannshohen Busches, nur die breiten Sombreros der Reiter geben dürftigen Schatten.

„Verdammte Gegend", flucht Jensen und schiebt zum hundertstenmal die zwei schweren Pistolen zurück, die an dem locker befestigten Gürtel immer wieder nach vorne gleiten. „Señor Martinez", wendet er sich nach dem zweiten Reiter zurück, „haben Ihre Schätze Ihren Gaul noch nicht erdrückt?"

Der Licenciado rückt die schweren Satteltaschen vorsorglich zurecht und flucht mit: „Schneckentempo, ich komme mir vor wie der Banditengeneral Pancho Villa, mit meinen

fünfzigtausend Pesos im Sattel und der Winchesterbüchse über der Schulter."

Vic Kroll, der letzte Reiter lacht hell auf: „Nur daß der selige Don Panchito sicher besser im Sattel gesessen hat, als Sie, Doktor!"

Endlich wird der Busch durchsichtiger, der Weg ebener. Vor den Reitern taucht ein kahler, viereckiger Turm aus einem bunten Gewirr von Stein- und Holzbauten auf. „Dort ist Tantajuca." Kroll gibt seinem Pferde die Sporen und reitet in gleicher Höhe mit den anderen weiter. „Was uns dort wohl erwarten wird?"

„Sicher Schwierigkeiten", meint sorgenvoll der Anwalt, „ich bin auf alles gefaßt. Bestimmt hat Legueiro die letzten vierzehn Tage, während wir auf die Optionsumschreibung warteten, ausgenützt und die beiden Grundbesitzer gegen uns aufgestachelt. Das einzige, worauf ich mich verlasse, sind die klingenden Argumente hier." Er klopft auf seine beiden Satteltaschen.

„Es ist eben doch vorteilhaft, eine große Gesellschaft im Rücken zu haben", ergänzt Gus mit einem raschen Seitenblick auf Kroll. „Glaube kaum, daß eine andere Company dem Dodson Syndikat vor seiner richtigen Gründung fünfzigtausend Pesos vorstrecken würde."

„Nur keine falsche Scham, Mister Jensen", lacht Martinez, „auch die entgegenkommendste Gesellschaft hätte das nicht getan, wenn nicht S i e Direktor der neuen Company würden."

„Mag sein", grunzt Gus, „ist immerhin gut, hier und da davon zu sprechen, wenn auch die Ohren, die es hören sollten, nicht anwesend sind. Aber jetzt Trab, das ist kein Tempo für die Eroberung von Tantajuca!"

Die müden Gäule setzen sich widerwillig in einen langsamen, stolpernden Trott. Einige Kinder, die auf der Straße spielen, flüchten schreiend zu den Häusern, erschreckte Gesichter erscheinen an den Fenstern, die Türen werden hastig verriegelt. „Bandidos!" kreischt eine Stimme. „Bandidos!" pflanzt sich der Ruf fort bis zur Plaza.

„Was schreien die?" fragt verständnislos Vic nach rückwärts.

„Bleiben Sie stehen, um Himmels willen, sonst werden Sie noch angeschossen!" ruft Gus zurück und schüttelt sich vor Lachen, „sie halten uns für Banditen, weil wir so wild und schwerbewaffnet einreiten. Hätte eigentlich daran denken können, wir sind ja in Mexiko!"

In langsamem Schritt reiten die drei verkannten Wohltäter zur Plaza, voran Martinez, der sein weißes Nackenschutztuch wie eine Friedensfahne schwenkt. Der Irrtum ist bald erkannt, der erste Schrecken macht einer geräuschvollen Heiterkeit Platz, die vier Mann Polizei atmen erleichtert auf. Ein Schwarm Neugieriger umgibt die drei Reiter, als sie vor dem Bürgermeisteramt absteigen. Don Ramiro, das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, kommt den unerwarteten Gästen entgegen und fragt nach ihren Wünschen.

„Wir kommen aus Tampico, der Ölstadt", beginnt Martinez, „und wollen Tantajuca Glück und Reichtum bringen."

„Was Sie nicht sagen?" murmelt der Ortsgewaltige und sein Gesicht legt sich in mißtrauische, ärgerliche Falten. „Das haben zwei andere auch schon versprochen."

„Aber wir sind die Richtigen", beschwichtigt ihn der Anwalt und hebt vielsagend die beiden schweren Satteltaschen von seinem Pferd, „lassen Sie die Señores Zarates und Noques holen, wir wollen über die Pacht ihrer Ländereien verhandeln, auf die wir die Option besitzen."

Don Ramiro lädt die drei mit einer höflichen Geste ein, hereinzukommen und führt sie in das Amtszimmer. Vom Fenster aus übersieht man die Plaza, die sich immer mehr und mehr belebt. Kopf an Kopf steht die Menge und starrt hinauf zum Fenster, hinter dem sich das Schicksal Tantajucas wieder einmal entscheiden soll. Zwei Männer zwängen sich durch die Leute, stürmen gleich darauf durch die Tür des Amtszimmers.

„Hier Don Amalio und Don Miguel", stellt der Bürgermeister die Eingetretenen vor. „Bitte setzen Sie sich. Ein Gläschen, meine Herren?"

Er stellt eine mächtige Flasche auf den Tisch und die copita, das „Gläschen", entpuppt sich als ausgewachsenes Achtelliterglas. „Salud, salud, salud . . ." Sechsmal wird das Glas frisch gefüllt und geht von Hand zu Hand.

Mit feierlicher Langsamkeit öffnet Martinez dann seine dickbauchige Aktentasche und holt ein Bündel siegelbeschwerter, achtunggebietender Papiere hervor. „Hier Caballeros, die Optionsurkunde auf DKZ 4316, hier die Vollmachten des zweiten, nicht anwesenden Optionsinhabers."

Don Miguel greift nach den Papieren, überlegt vorsichtig, mißtrauisch Zeile für Zeile. Sein Partner, der Ranchero Noques, sitzt mit hochgezogenen Knien neben ihm und verfolgt ängstlich das Mienenspiel des Lesenden. Er hat eine gewaltige Achtung vor diesen mächtigen Papieren, die er nicht entziffern kann. Don Miguel braucht lange, viel zu lange für seine Ungeduld. Nervös kaut er an dem pechschwarzen Stummel seiner Zigarette, dreht an seinem herabhängenden, schütteren Schnurrbart und spuckt von Zeit zu Zeit in weitem Bogen über seine Schulter. Ihm geht ja die Sache besonders nahe, viel mehr, als dem wohlhabenden Kaufmann Don Miguel. Sein Besitz ist nur Busch und steiniges Ölland, das kaum ein paar Felder mit schwarzen Bohnen und Mais trägt, sein Rancho eine baufällige, strohgedeckte Steinruine, immer erfüllt von dem Geschrei der hungrigen, halbnackten, schmutzigen Kinder. Zehn Reales, zweieinhalb Pesos, ist die größte Summe baren Geldes gewesen, die er je sein eigen genannt hat. Und nun soll er für sein unnützes Land viele, viele solcher Reales bekommen.

Endlich sind Don Miguel und der Bürgermeister mit der Prüfung der Papiere fertig. „Die Papiere sind in Ordnung", erklärt das Stadtoberhaupt mit amtlichem Nachdruck.

„Zur Ausbeutung des mutmaßlichen Öllandes", geht Martinez in die Verhandlungen ein, „wurde eine neue Company, die John Dodson Company, ins Leben gerufen. Im Namen dieser Company fragen wir Sie, ob Sie die Option in eine Pacht verwandeln wollen?" Er wägt jedes Wort ab, lauert gespannt auf den erwarteten Widerstand, auf das erste Anzeichen der Wühlarbeit Legueiros. Aber aus den drei Gesichtern ist nur begierige Erwartung und vielleicht ein wenig Mißtrauen, aber keine Gegnerschaft zu lesen. Sollte Legueiro die Flinte ins Korn geworfen haben? „Wir wollen eine Pacht auf zwanzig Jahre und bieten Ihnen für Ihren gemeinsamen Landbesitz im Ausmaße von 338.4 Quadratkilometer die Barsumme von fünfzigtausend Pesos oro nacionale und je ein Prozent Bruttobeteiligung am Ertrag."

Eine Pause folgt diesen Worten, eine Pause, die angefüllt ist mit stummen, geheimen Wünschen, Erwartungen, Befürchtungen. Hat Legueiro etwas unternommen, dann muß es sich zeigen. Das kühle, abwartende Schweigen des Wortführers Don Miguel gibt dieser Befürchtung neue Nahrung. Auch Amalio Noques starrt aus schiefen, zuckenden Augenschlitzen auf den schweigsamen Partner.

„Cincuenta mil pesos!" murmelt er atemlos und reißt den breiten Strohhut von der schwitzenden Stirn. „Wo ist das Geld?" Er vergißt seine Scheu, springt auf und starrt, den geduckten Oberkörper über den Tisch gelehnt, auf den Mann, der soviel Geld verspricht.

„Sei still, Dummkopf!" Miguel zieht ihn mit einem heftigen Ruck in den Sessel zurück. — „Muy poco, sehr wenig für das schöne Land", raunzt er dann mit mißbilligendem Kopfschütteln, „Legueiro hat viel mehr geboten."

Martinez gibt keine Antwort. Wortlos beugt er sich hinunter, hebt mit Vics Hilfe die beiden Satteltaschen auf den Tisch, öffnet sie bedächtig und legt, schön geordnet, Rolle neben Rolle auf die Platte. Fünfzigmal schlägt der harte Zylinder aus Gold auf das Holz, fünfzigmal durchschauert ein Strom von Gier und Verlangen die beiden Indios.

„Hier ist das Geld, Caballeros", Martinez weist auf sein goldenes Bataillon, „fünfzig Rollen mit je fünfzig Zwanzig-Peso-Goldstücken." Er nimmt eine Rolle aus der Mitte, reißt die Papierhülle ab und läßt einen glitzernden, schimmernden Regen auf die Tischplatte klirren.

Ein Goldstück fällt Noques in den Schoß, blitzschnell greift er danach, beißt prüfend in das gleißende Metall, läßt es auf den Steinboden fallen, eilt dann damit zum Fenster und hält es in die schiefen Strahlen der Abendsonne. „Gutes Geld!“ murmelt er zärtlich. „Schönes Geld, gutes Geld!“

Auch auf Zarates hat der Anblick des Reichtums die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. „Wir sind einverstanden!“ Martinez hat schon den Pachtvertrag in der Hand, liest ihn, kontrolliert vom Bürgermeister, laut vor; sechs Unterschriften knirschen durch die achtungsvolle Stille.

„Und gehört das Geld schon uns?“ Zarates will nach dem goldenen Berg greifen.

„Noch nicht ganz, Caballeros!“ Martinez hält ihn zurück. „Wir geben Ihnen und Señor Noques je fünftausend Pesos als Anzahlung, der Rest bleibt hier im Bürgermeisteramt hinterlegt, bis der Pachtvertrag vom Landamt in Verakruz amtlich bestätigt ist. Ich werde morgen mit einem Vertrauensmann, den Sie mir mitgeben, nach Verakruz reisen und hoffe, diese Formalitäten in kürzester Zeit erledigen zu können.“

„Bis dahin sind die anderen Herren natürlich meine Gäste“, beeilt sich der Bürgermeister zu versichern.

Würdevoll, ohne Hast läßt Miguel Zarates die fünf schweren Rollen in seine Taschen gleiten, mit zitternden, kralligen Fingern schnappt der Ranchero nach seinem Anteil und ist schon ohne Gruß bei der Tür. Lachend sehen die drei vom Fenster aus, wie er in das nächste Kaufhaus stürmt und es bald darauf, mit einem riesigen Trichtergrammophon und mehreren Paketen beladen, wieder verläßt. Schimpfend und schreiend zwängt er sich durch die Menge, die ihn umgibt, ohne Antwort zu geben auf die hundert Fragen, die ihm zuschrien werden. Aber die Tatsachen selbst geben Antwort: Noques, der arme Noques, hat um 150 Pesos eingekauft. Wie eine brandende Woge wälzt sich die Menge wieder gegen das Bürgermeisteramt, will Aufklärung, will die Bestätigung ihrer oft getäuschten Hoffnungen haben. Der Bürgermeister tritt ans Fenster, hebt ruheheischend die eine Hand, während er in der Rocktasche die fünfundzwanzig kühlen Goldfüchse durch die Finger gleiten läßt, die ihm Martiney verstohlen als Anerkennung zugesteckt hat. Sie helfen sicher viel mit, seine kurze Ansprache überzeugungs- und eindrucksvoller zu gestalten. Und als sich nach seinen letzten Worten die Spannung der Menge in wilden Jubelschreien und Revolverschüssen Luft macht, da müssen es auch die hartnäckigsten Zweifler glauben, daß mit diesem Tage ein neues Kapitel in der Geschichte Tantajucas, das Kapitel der Prosperity, beginne.

Spät nachts, nach einem üppigen, von zahlreichen Trinksprüchen unterbrochenen Gelage, krochen die drei Sendboten des Reichtums müde und zerschlagen unter ihre Moskitonetze. Doch trotz des Erfolges dieses Tages, trotz des unterfertigten Pachtvertrags, trotz Müdigkeit und Alkohol blieb eine Frage unbeantwortet: Und Legueiro?

(Fortsetzung folgt.)

Märkischer Junker von echtem Schrot und Korn.

Vor 100 Jahren starb Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

Am 6. Dezember 1837 starb der preußische General und Politiker Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Aufzeichnungen zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte von 1805 bis 1830 gehören.

Der alte preußische Adel, der seinen Stolz darein setzte, dem König und dem Vaterland als Soldaten zu dienen, enthält Namen von nachhaltigstem Klang. Arnim, Bülow, Blücher, Kleist, Knobelsdorff, Prittwitz, Schwerin, Winterfeldt, um nur einige zu nennen, Namen die jeder kennt, weil sie im Verlauf von Jahrhunderten in der Kriegsgeschichte immer wieder von neuem auftauchen. Zu diesen Geschlechtern märkisch-preußischer Überlieferung gehören auch die Herren von der Marwitz, deren Stammhaus bei Landsberg an der Warthe stand und die zuerst 1259 urkundlich erwähnt werden. Bis zum Ausbruch des Weltkriegs hatte das Geschlecht von der Marwitz dem preußischen Heer nicht weniger als elf Generale geschenkt. 1889 wurde ihr Name dem Infanterie-Regiment Nr. 61 übertragen. Im Weltkrieg sind elf Marwitz gefallen, die sämtlich auf dem neuen Garnisonfriedhof in Berlin beigesetzt wurden. Der bekannteste Träger ihres Namens war der 1929 verstorbene General der Kavallerie Georg von der Marwitz, der bei Beginn des Weltkriegs die Heereskavallerie auf dem rechten Flügel, später das bekannte Beskidenkorps führte und dann Oberbefehlshaber der 2. und 5. Armee wurde.

Von den Marwitz-Generalen der Vergangenheit ist der bekannteste Friedrich August Ludwig geworden, dessen Todestag sich am 6. Dezember zum hundertsten Male jährt. Er besaß eine sehr starke eigenwillige Persönlichkeit, doch war er einer der lautersten Charaktere seiner Zeit. 1777 geboren, trat er bereits mit vierzehn Jahren in das Heer ein und zwar in das berühmte Regiment Gendarmen, aus dem später das Garde du Corps hervorgegangen ist. 1802 schied er aus dem Heer aus, um die Verwaltung seines väterlichen Gutes Friedersdorf im Oderbruch zu übernehmen. Als Adjutant von Hohenlohe machte er den Feldzug von 1806 mit und erlebte Jena. Seine mit rücksichtslosem Freimut niedergeschriebenen Aufzeichnungen über die Zustände des preußischen Heeres bilden einen hervorragenden Beweis seiner Gradheit und Ehrlichkeit.

Nach Kriegsende ging er wieder auf sein Gut zurück, wo er bald zu einem der Führer gegen die liberalen Reformen Hardenbergs wurde. Er vertrat den altständischen konservativen Standpunkt des eingesessenen Adels und bekämpfte Hardenberg im Namen der überlieferten Vorrechte. Dabei versteifte er sich derart in die Opposition, daß er 1811 auf Festung gesetzt wurde. Während der Befreiungskriege befehligte er eine kurmärkische Landwehrbrigade, die sich besonders im Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813 auszeichnete. 1815 übernahm er eine Brigade der Reservekavallerie. 1817 wurde er General, 1827 schied er aus dem Heer als Generalleutnant aus.

In den letzten Jahren ist Ludwig von der Marwitz wieder außerordentlich populär geworden. Nicht nur erschienen seine Schriften, die eine wichtige Quelle zur Frühgeschichte der konservativen Frühbewegung bilden, als Neuauflagen, sondern auch die kriegswissenschaftliche Literatur hat sich seiner Werke von neuem angenommen. In Fontanes Roman „Vor dem Sturm“ bildet diese prachtvolle Gestalt eines echt altmärkischen Edelmanns das Urbild des Berndt von Vitzewitz.

Sisto funkt SOS.

— B. P. — Vor drei Jahren erregte die unter schwersten Bedingungen erfolgte Rettung der Besatzung des norwegischen Dampfers „Sisto“ durch eine Rettungsmannschaft des deutschen Hapagdampfers „Newyork“ berechtigte Bewunderung. Der Führer der Rettungsmannschaft, Alfred Wiesen, erzählt in einem im Verlag Bertelsmann, Gütersloh, erschienenen Heftchen „Sisto funkt SOS“ den spannenden Verlauf dieser heldischen Rettungstat. Wir entnehmen ihm einen Abschnitt, der die Übernahme der Norweger in das deutsche Rettungsboot schildert.

Die Leute von der „Sisto“ mußten über Bord springen! Doch ohne Leinensicherung würde das gleichbedeutend mit ihrem Tod sein. Also versuchen, eine Leinenverbindung herzustellen. Dabei ist die Frage zu berücksichtigen, ob die Schiffbrüchigen überhaupt noch die Kraft haben, im kalten Wasser zu leben. Herzschlag oder Muskelkrampf, sowie sie das kalte Wasser berühren, könnten die Folge sein. Alle diese Überlegungen und das Gefühl der Verantwortung, die richtige Entscheidung zu treffen, lasteten schwer auf mir. Aber es mußte etwas geschehen. Nach kurzer Beratung mit meiner Mannschaft hatte ich meinen Entschluß gefaßt.

Wir gehen jetzt so nahe wie möglich an die „Sisto" heran. Im grellen Scheinwerferlicht sehen wir mittelschiffs einen Menschenknäuel stehen. Es sind die sechzehn Schiffbrüchigen. Sie haben sich im Schutz des Mittelschiffshauses festgebunden. Dort, wo früher ihr eigenes Boot gehangen hatte, ehe es fortgeschlagen wurde. Von der Kommandobrücke war beinahe überhaupt nichts mehr übrig geblieben. Nur noch einige Stahl- und Holzfetzen hingen wirr herunter. Die Ladung auf dem Deck, es war Holz, war in der Hauptsache noch intakt geblieben, lag aber mehr unter als über dem Wasser. Da das ganze Schiff mit Holz beladen war, schwamm es nur noch, wie der seemännische Ausdruck lautet, auf seiner Ladung. Wenn das Achterschiff durch eine See hochgeworfen wurde, konnte man das gebrochene Ruderblatt hin- und herschlagen sehen.

Ich mache jetzt den Leuten auf dem Wrack durch Zeichen und Brüllen verständlich, daß sie uns eine Leine herüberwerfen sollen. Nach vielen vergeblichen Versuchen fischen wir sie endlich auf. Dann verlieren wir sie aber noch zweimal, weil unser Boot durch gewaltige Seen immer wieder abgetrieben wird. Nach unendlicher Mühe gelingt es uns jetzt, nahe genug heranzukommen, um den Leuten klar zu machen, daß sie an die gefischte dünne Leine eine stärkere anknoten müssen. Recht schnell ist es möglich, diese herüberzuholen und hinten im Boot zu befestigen. Das andere Ende der rund 30 bis 40 Meter langen starken Leine wird von den Matrosen auf dem Wrack dort befestigt. Wenn diese Leine hält, so können wir nicht mehr allzu weit abgetrieben werden, andererseits ist sie lose genug, um mit dem Boot manövrieren zu können, damit es nicht gegen oder auf das Wrack geschleudert wird. Die große Frage ist jetzt: wird die Leine halten? Falls sie nicht hält, sind die Chancen für die Rettung gleich Null zu setzen.

Jetzt haben auch die norwegischen Seeleute unsere Absicht verstanden. In einem günstigen Augenblick werfen sie uns die angeforderte zweite (dünne) Leine zu. Als meine beiden Steuerer diese ergriffen haben, brülle ich in allen Seemannsprachen der Welt die Aufforderung hinüber, sich einzeln, einer nach dem anderen, an die dünne Leine zu binden und über Bord zu springen. Anscheinend haben sie mich verstanden.

Einige Sekunden nervenerregender Spannung folgen. Werden sie springen? Wenn es dem ersten, der springt, glückt, ist viel gewonnen. Dann finden auch die anderen den Mut, den Sprung in den Hexenkessel zu wagen. Jetzt kommt ein gewaltiger Brecher, der uns gegen die „Sisto" schleudert und uns beinahe unter ihr Heck gedrückt hätte. Und dann, als wir nach vieler Mühe das Boot wieder in eine günstigere Position gebracht haben, springt der erste Mann. Mit aller Kraft und Geschwindigkeit holen jetzt die beiden Steurer im Boot die Leine steif und ziehen dann den Mann durchs Wasser zum Boot, während gleichzeitig von den Leuten auf dem Wrack die Leine entsprechend nachgelassen wird. Es war schwer, den völlig erschöpften Mann über den ziemlich hohen Bootsrand zu bekommen. Er hatte eine Korkschwimmweste um, die sich, wie später auch die seiner Kameraden, als sehr hinderlich erwies, da sie sich immer wieder unter dem Außenrand des Bootes festhakte.

Als der erste Mann glücklich im Boot war, wagte der zweite den Sprung. Die meisten von den Norwegern besaßen noch die notwendige Nervenkraft und Überlegung, um den richtigen Augenblick zum Springen abzupassen. Dann betrug die Sprunghöhe nur wenige Meter. Einige aber, die im entscheidenden Moment zögerten, fanden, als sie sprangen, daß die See schon wieder unter ihnen weggelaufen war. Sie sausten dann aus einer schwindelnden Höhe von zehn bis zwölf Metern hinab. Es war für alle Beteiligten wohl die aufregendste Zeit ihres Lebens. Wir im Boot beobachteten angestrengt und gespannt die Bewegungen der Leute auf dem Wrack, um möglichst vorher schon zu ermitteln, wann einer springen würde. Die „Sisto" wie auch unser Boot tanzte auf und nieder in dem gespenstischen Scheinwerferlicht. Im Boot sahen wir oft von oben auf das Wrack hinunter. Die Rettung der Leute selbst konnte nur von drei Mann bewerkstelligt werden, den zwei Steurern und mir, denn die acht Mann an den Riemen waren gezwungen, ununterbrochen mit aller Kraft zu pullen, um das Boot in der gleichen Stellung zu halten. Dabei wurden wir in völlig unberechenbarer Weise hin- und hergeworfen, so daß der Abstand zum Wrack oft innerhalb von wenigen Sekunden zwischen einem und vierzig Metern schwankte. Die Rettung wäre auf keinen Fall geglückt, wenn nicht Disziplin und Umsicht der Mannschaft meines Bootes so hervorragend gewesen wären. Dabei gab es manches Mal äußerst kritische Momente, so daß es aussah, als ob wir unter das Heck oder den Bug der „Sisto" geraten würden. Sie wurden mit Glück und durch die schier übermenschliche Kraft und Energie meiner acht Matrosen überwunden.

In ungleichen Zeitabständen holten wir alle sechzehn Mann in unser Boot. Ich sagte schon vorhin, daß wir jedes Gefühl für die Zeit verloren hatten. Aber all die, welche auf den sechs Dampfern standen und tatlos zusehen mußten, fanden, daß die Zeit eine Ewigkeit war. Atemlos verfolgten sie die Bewegungen unseres Bootes. Einmal entdeckten sie uns bei der „Sisto", dann wieder unter ihr, dann sieht es aus, als ob die uns hochschleudernde Welle uns auf das Deck der „Sisto" werfen würde, dann wieder sind wir ganz verschwunden. Als letzter springt Kapitän Reinertsen von der „Sisto", nachdem er hinter sich die dünne Rettungsleine gekappt hat. Nachdem wir ihn ins Boot geholt haben, kappen wir die dicke Leine. Jetzt heißt es, den schweren Weg zurück nehmen. Meine tapferen, bis zum Letzten ausgepumpten Leute müssen an alle Kraft- und Energiereserven appellieren, deren Vorhandensein ihnen kaum mehr bewußt war.



Lustige Ecke



So viele Zigaretten!

Es werden in der Welt so viele Zigaretten geraucht, daß auf jeden einzelnen Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, durchschnittlich drei Zigaretten täglich kommen.

*

Mitternacht.

Sie verabschiedeten sich in der offenen Haustür.

„Du bist die Schönste von allen", sagte er, „wie ich dich liebe!"

„Und wie ich dich liebe!" antwortete sie. „Du Licht meiner Tage, du Licht meines Daseins, du Licht meiner Gedanken!"

„Susanne", rief da ihr Vater die Treppe herunter, „mach das Licht aus und komm endlich ins Bett!"

*

Nicht in Versuchung führen!



Als der Delikatessenhändler einen neuen Laufjungen bekam.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.